

19. Nabucco



Nr. 5.

(2. Beilage)

Donnerstag, den 7. Januar

1904

Der rothe Hof.

Kriminal-Roman von Adalbert Reinold.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Hartmanns Augen, die bei den Worten des Assessors sich wiederum förmlich in den Kopf hineingezogen zu haben schienen, wurde plötzlich groß und lebhaft.

„Er selber hat das Mädchen getödtet, sagt er?“ fragte er und sein Gesicht nahm unverkennbar die Miene des Staunens an.

„Ich sage Euch ja, daß der Mensch mir dadurch als halb verrückt vorlam.“

„Und doch ist es nicht unmöglich“, hastete der Hofbauer, — mein Himmel, aber wer denkt auch allenthalben hin, — er der Jakob, war es ja, der die erste Nachricht von dem Unglück brachte, bleich und bebend stürzte er in die Küche, — wahrlich, es ist nicht unmöglich, daß er die That in seiner Tollheit vollbrachte.“

„Aber Ihr wart doch auch so sicher von der Schuld des Försters überzeugt, — Ihr seid leicht mit Eurem Urtheil bei der Hand“, warf der Assessor ein.

„Nun — ich bin nur ein Mensch und kann es natürlich nicht wissen — einer von den beiden muß aber der Thäter sein. Es stimmt eben, da der Jakob selbst sich für solchen ausgibt, in vieles mit der Möglichkeit überein, — und gerade deshalb kam mir der Gedanke.“

„Nun“, brach der Assessor die Unterredung ab, „vorläufig könnt Ihr des Wahnsinnigen wegen unbesorgt sein, ich muß die Sache weiter untersuchen und wenn ich Eurer oder Eurer Leute Aussagen bedarf, erhaltet Ihr Bescheid.“

Hartmann entfernte sich mit vielen Entschuldigungen, der Störung wegen, welche er verursacht hatte; er bestieg sein Gefährt, das er selber leitete und nachdem er rasch zum Städtchen hinausgefahren war, ließ er die Pferde den langen Feldweg Schritt dahin gehen. Der Bauer des rothen Hofes sah jetzt wie nachdenkend auf dem Wagen, die Leine entfiel fast seinen herabhängenden Händen, — hätten die Pferde nicht den Weg gekannt, der Wagen wäre in Gefahr gekommen, in einen der Seitengräben zu stürzen.

Noch an demselben Tage ging die Expreßbotschaft von dem sonderbaren Zwischenfall nach Hannover ab, aber am andern Tage schon erfuhr der Assessor, daß Ernst August den Förster begnadigt und die Todesstrafe in lebenslängliche Karenstrafe verwandelt worden sei.

Die unfehlbare Weisheit der Richter war durch das Auftreten eines zweiten Mörders an der Martha Wendel in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Der Staatsanwalt hatte mit so ungeheurer Ueberzeugung die Schuld des jungen Försters bewiesen; der Gerichtspräsident hatte ein Resümee aufgebaut, das, wie es gewöhnlich in solchen Fällen üblich ist, das Todesurtheil des Angeklagten schon vollständig enthielt, — die beifühenden Richter hatten ihr Votum „schuldig“ abgegeben, — und die einzige Stimme, welche es gewagt hatte, für die Unschuld des Verurtheilten unerschrocken aufzutreten, die Stimme des Anwalts Dr. W. war wirkungslos verhallt! Und nun sollte diese eine Stimme, die Behauptungen dieses einzelstehenden Mannes recht behalten?

Die Untersuchung gegen den Betteljakob schien nur mit Schneckenfüßen vorwärts zu kommen; während derselben blieb der junge Förster fortwährend in Haft. Der irrsinnige junge Mann, welcher sich selbst als Mörder anklagte, blieb bei seiner ersten vom Assessor protokollierten Aussage. Er widersprach sich in keiner Weise und nur wenn man, was man wiederholt that, auf die Ursache zurückkam, die ihn veranlaßt habe, sich selbst zu benunzieren, entgegnete er stoisch dasselbe: die im Grabe liegende Martha, mit welcher er noch wie im Leben verkehre und die ihn auch Nachts jezt im Gefängniß besuche, habe es ihm befohlen.

Die Justizherren entschlossen sich endlich, die ganzen Akten an das Justizministerium in Hannover zu senden und dort anzufragen, ob es nicht besser sei, bevor man einen neuen Prozeß eröffne, den Bettel-Jakob untersuchen zu lassen, da seine ganzen Angaben doch wohl nur auf Wahnsinn beruhten.

Es war dies allerdings für die Justiz die leichteste Art, sich aus der Affäre zu ziehen, denn vorauszufragen war, daß, wenn man den Gerichtspräsidenten diesen geheimen Wunsch, den Selbstbenunzianten für verrückt zu erklären, unterbreite, derselbe auch für verrückt erklärt werden würde. Was kam es den Herren der Unfehlbarkeit auf das gebrochene Glück dreier Menschen, des alten Försters, seiner Nichte und des im Gefängniß schmachtenden Verurtheilten an, wenn nur die juristische Ehre gerettet war? jene Fragestellung ging wirklich an das Justizministerium ab.

In Hannover hatte man sich inzwischen um den Erfolg der neuen Untersuchung gar nicht weiter bekümmert; Gerichtsherren pflegten die Geschichten ganz geschäftlich zu betreiben; weder denken sie daran, daß jedes unbedachtame Wort aus ihrem Munde ein Lebensglück zertrümmern kann, noch, daß an ihrer Gleichgültigkeit und Saumseligkeit oft Tod und Leben hängt.

Der Mörder war ja begnadigt, das war das Höchste der Gefühle, — das Weitere würde sich jezt schon finden.

Wieder lagen die Akten eine Ewigkeit auf dem Ministerische, bevor sie einer Einsicht gewürdigt wurden, — endlich re-tournierten sie. Der Herr Justizminister hatte einfach das Wort „genehmigt“ und darunter seinen Namen geschrieben; es war sehr möglich, daß er nicht einmal wußte, was er eigentlich genehmigt habe.

Dr. W., der Anwalt des Försters, hatte durchaus nichts versäumt, das traurige Los seines verurtheilten Klienten abzukürzen, aber die Justizpflege jener Zeit, mit ihrem geheimen Verfahren, war eine wahrhaft jämmerliche. — Der Anwalt hatte gut supplizieren um Beschleunigung der Sache, die Herren Richter thaten, was sie wollten, und gerade in diesem Prozeß hatten sie alle Ursache, so lange wie nur möglich alles hinaus zu zögern.

Endlich erhielt Dr. W. die alle Hoffnung niederschmetternde Mittheilung, daß das Justizministerium verfügt habe, der Selbstbenunziant solle vorerst vom Physikater untersucht und geprüft werden, ob nicht seine sämtlichen Angaben auf Wahnsinn beruhten und er somit im unzurechnungsfähigen Zustande handle.

Der ehrliche Dr. W. sprang bei Lesung dieses Berichtes auf.

„Das darf nicht geschehen“, rief er, „der Schwarz ist verloren, denn nichts weiter will man bezwecken, als die Ehre der Richter retten, die offenbar den schändlichsten Justizmord begingen.“

Aber was war zu machen? Gegen den ministeriellen Befehl war auch Dr. W. vollständig ohnmächtig.

„Justizopfer!“ murmelte er, „der arme Alte, die bedauernswerthe Schwester des jungen Mannes, die Hoffnung, den Nefsen, den Bruder gerettet zu sehen, hält sie allein aufrecht, und dies Papier vernichtet alles.“

Er entwarf rasch eine protestierende Supplik an das Ministerium, in welcher er, im Interesse seines schwer geschädigten Klienten, um Eröffnung des Prozesses gegen den sich selbst als Mörder bezeichnenden Stamm ersuchte. Er motivirte diese Bitte sehr richtig damit, daß die Zurechnungsfähigkeit des sich selbst Anschuldigenden ja ebenso gut im Prozeß, ja gerade hier viel zuverlässiger ermittelt werden könne, — man möge bedenken, daß hier Ehre und Lebensglück eines völlig Anschuldigten auf dem Spiel stehe, — und daß der neue Prozeß unbedingt größere Klarheit in die Sache bringen würde. Sei dieser Unglückliche wirklich vollständig wahnsinnig, so sei damit noch immer nicht ausgeschlossen, daß er der Mörder sein könne, vielmehr sei anzunehmen, daß der sonst ganz harmlose Mensch diese blutige That gerade in Exaltation vollbracht habe!

Kurz nach Einreichung dieser neuen Eingabe fuhr Dr. W. nach dem Städtchen A., wo der Betteljakob noch immer im Gefängniß saß. Der Anwalt erbat sich bei dem Assessor die Erlaubniß, den jungen Irrsinnigen einmal sprechen zu dürfen; es war dies ein Gesuch, das man wohl abschlagen konnte, aber nicht mochte, und es gelang dem Anwalt des Försters, Zutritt ins Gefängniß zu erhalten.

Eine volle Stunde fast verweilte Dr. W. mit dem Assessor in der Zelle des Betteljakobs. Als die beiden Männer aus dem Gefängniß traten, wandte sich W. an den Assessor.

„Halten auch Sie, der Sie doch ein aufgeklärter Mann sind, den jungen Menschen für so wahnsinnig, daß alles, was er sagt, in seinem Wahn förmlich erfunden und erdichtet sei?“

Dr. W. hatte den Assessor an seine schwache Seite gefaßt; seine schwächste Seite war die Eitelkeit. — Nur ja zu gern galt er für einen volksfreundlichen, aufgeklärten Mann.

Als Dr. W. ihn einen solchen nannte, war er halb gewonnen.

„Ich bin ja derjenige“, — beantwortete er die an ihn gerichtete Frage des Advokaten, — „der allsogleich thatkräftig eingriff, den Jakob Stamm sofort in Haft nahm und ans Ministerium berichtete, — ist mir übel genug angerechnet worden“, fügte er hinzu.

„Das macht mir eine wahre Freude, endlich einmal einen Mann zu treffen, mit dem ich über den ebenso wichtigen, wie interessanten Fall ein vernünftiges Wort sprechen kann, die andern Herren verschließen förmlich die Ohren“, sagte der Advokat.

Er glaubte in der ferneren Unterredung mit dem Assessor irgend etwas erfahren zu können, das einen sicheren Anhalt bot, aber er kam um keinen Schritt weiter und schied nur mit der Ueberzeugung, daß er durch eine fade Schmeichelei in dem Assessor eine Art Unterstützung gefunden hatte, denn dieser versicherte ihm noch beim Abschied wiederholt seine Freundschaft.

Dr. W. ließ seinen Wagen in der Stadt, er schlug den Weg zum Försterhause ein. — Der alte Förster war seit dem furchtbaren Unglück, das ihn betroffen hatte, ein ganz anderer geworden. Vorher lebend, schien der Schicksalsschlag in dem Greise plötzlich die ganze Spannkraft seines Lebens erneuert zu haben; — war gleich sein Rücken gebeugt, sein Silberhaupt trug der Alte hoch aufgerichtet, aus seinen Augen blickte es, als wollte eine innere Stimme sagen: noch darf ich nicht sterben, es gilt noch erst, meinen Nefsen zu retten und den wirklichen Mörder zu entdecken.

Er selber verfaß den Försterdienst, er war nicht zu bewegen gewesen, das Försterhaus im Walde zu verlassen. „Nicht eher“, entschied er fest, „gehe ich, bis der Friedrich frei ist und mich begleitet, dann will ich dieser Stätte des Unglücks gern den Rücken kehren.“

Der Herbst war bereits wieder ins Land gekommen, als Dr. W. den einsamen Feldweg, der von dem Städtchen zum Försterhause führte, beschritt. Als er vor nun bald Jahresfrist denselben Weg bis zum rothen Hof wanderte, da war es seine Aufgabe, die geringen Indizien, welche gegen den jungen Förster sprachen, zu entkräften, — heute suchte er eine andere Spur, hatten die Begebenheiten doch eine ganz andere, eine völlig ungeahnte Wendung genommen.

Seinen Gedanken nachhängend, war er bald beim Försterhause angelangt, — als er eintreten wollte, kam ihm der alte Förster entgegen, derselbe war zum Reviergehen gerüstet.

Als der alte Jäger den Anwalt seines Nefsen erblickte, stutzte er; aus dem Gesicht des Advokaten schien keine allzufröhliche Botschaft zu leuchten; — er nöthigte Dr. W. ins Haus.

„Ich bringe nichts Schlimmeres und nichts Besseres“, begann dieser, als die beiden Männer sich im Wohnzimmer befanden, „hauptsächlich komme ich heute, um mir von Ihnen, Herr Förster, einige Aufklärungen über den Jakob Stamm zu holen.“

„Ich werde Ihnen blizwenig sagen können“, erwiderte kopfschüttelnd der Alte, — „habe mir schon alle Mühe gegeben, etwas Bestimmtes zu erfahren, aber keiner weiß etwas anderes, als was der Hofbauer Hartmann schon früher vor Gericht als Zeuge ausgesagt hat.“

„Sie haben sich also an Ort und Stelle genau erkundigt?“

„Ich habe das Gesinde des rothen Hofes vom Ruhjungen bis zum Großknecht gefragt, keiner der Leute weiß etwas Näheres.“

„Wo wohnte denn eigentlich der Jakob Stamm?“ fragte der Advokat.

„Ja, der wohnte überall und nirgends, die Sommerzeit über hütete er die Kühe und während der Herbst- und Winterzeit gab ihm eine alte Frau, die sich, glaube ich, vom Spinnen und Stricken ernährte, Obdach; für diese und sich selber zog er mit seinem Quersack bettelnd von Thür zu Thür.“

„Wie kommt denn der Mensch zu der reichen Bauernochter?“

„Das ist eine sonderbare Geschichte“, entgegnete der Förster, „die beiden kennen sich von klein auf“, — und der alte Jäger erzählte in kurzen Umrissen, daß ja die ermordete Martha die Tochter der Feldhütersebene sei und nach dem Tode ihres Vaters wüth aufwuchs, ähnlich wie der halbtolle Betteljakob, der Sohn der im Moorsee ertrunkenen Schullehrerstochter.

„Das sind ja trübselige Geschichten“, meinte nachdenklich Dr. W. — „der Aberglaube, der sich an den rothen Hof und den Moorsee knüpft, wirkt anstehend. Aber wer ist denn der Vater von dem unglücklichen Menschen, dem Stamm?“

„Darüber weiß ich keinen Aufschluß zu geben“, erklärte der Förster, „aber ich erinnere mich ganz deutlich, wie der alte Schullehrer Stamm damals in aufgeregtem Zustande hier ins Haus kam und mich fragte, ob ich nicht die Spur seiner verschwundenen Tochter anzugeben vermöge. Ich weiß es wie heute, — die Herbstmanöver waren gerade beendet, der König selber hatte ihnen beigestanden.“

Durch das, was der Advokat hier über den Betteljakob erzählte, wuchs das Interesse für diesen noch mehr bei ihm, — aber die Auskunft, welche er erhalten hatte, welche er noch erhalten konnte, klärten nicht den Mord auf, um deswegen jezt zwei Menschen im Gefängniß schmachteten.

„Ich habe mich neuerdings ans Justizministerium gewandt“, sagte der Anwalt nach einer Pause zu dem Ansel seines Klienten, — „das Gericht erster Instanz verlangt vorab eine ärztliche Untersuchung und Begutachtung über des Jakob Stamms Geisteszustand, dagegen habe ich Protest eingelegt und verlange Aufnahme des wirklichen Prozesses.“

Der alte Förster sah den Advokaten einen Augenblick halb nachdenkend, halb fragend, wie ein Mann an, der etwas auf dem Herzen hat, was er sagen möchte, und nicht zu sagen wagte.

„Herr Doktor“, begann er dann mit ruhiger, fester Stimme, — „ich glaube, der Zwischenfall mit dem Betteljakob verschlimmert nur die ganze traurige Geschichte, — Gnade haben wir erwirkt, es wäre besser gewesen, der Zeit wäre es überlassen geblieben, den wirklichen Mörder zu entdecken.“

Der Advokat stutzte.

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Förster?“ fragte er

„Sind Sie etwa der Meinung, der junge, halb wahnsinnige Mensch habe das Mädchen nicht getödtet?“

„Als ich an jenem Tage, wo wir die Gnade des Königs für meinen armen Friedrich erflchten und erhielten, von Hannover zurückkam, meine Richte mir um den Hals fiel und unter Lachen und Weinen mittheilte, der Betteljakob sei hier gewesen und wisse, wer der wirkliche Mörder sei, da glaubte ich einen Augenblick daran, daß der wirkliche Verbrecher entdeckt wäre und seine Strafe erhalte, — als ich aber hörte, der Betteljakob habe sich selbst als Mörder angegeben, schwand meine Hoffnung; es ist gewiß, der Jakob hat die Martha nicht erschlagen!“

„Aber für diese feste Annahme müssen Sie doch einen ebenso festen Grund haben, und in diesem liegt zugleich der Verdacht gegen den Mörder!“ — Wollen Sie mir, dem Anwalt Ihres Nefsen, nicht alles mittheilen, was Sie vermuthen? Bedenken

Sie, es liegt vielleicht die Rettung des Verurtheilten in Ihrer Hand!"

"Es gibt Dinge, welche man denken, aber nicht aussprechen darf", erwiderte fest der Greis. "Jemand einer solchen Unthat verdächtigen, ist ein ebenso schweres Verbrechen, als die Unthat selber begehen, das ist meine Meinung; — der Friedrich leidet unschuldig, — das eben wird ihn aufrecht erhalten, das gibt mir die Kraft zu leben, — und ich bin überzeugt, die Nemesis wird den Mörder erreichen."

"Lieber Schwarz", kopfschüttelte der Advokat, "Ihre Ansichten und Grundsätze machen Ihrem Herzen alle Ehre, aber in diesem Falle kann ich sie nicht gutheissen. Sie haben einen bestimmten Verdacht gegen eine bestimmte Person, dabei sind Sie von der Unschuld Ihres Neffen überzeugt, — Pflicht ist es für Sie, wenigstens mir die betreffende Person zu nennen."

"Ich nenne sie nicht!" unterbrach mit Entschiedenheit der Förster den Advokat, — "der Prozeß, die einzelnen Persönlichkeiten sind Ihnen bekannt geworden; auch die Gerichtsherrn sollten offene Augen haben, vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern."

Der Advokat hatte während der Worte des Greises nachdenkend den Kopf hängen lassen, jetzt reichte er ihm die Hand und sagte:

"Herr Förster, wir scheinen uns beide in demselben Labyrinth zu befinden und denselben Faden zu halten; auch ich habe während des Prozesses einen Verdacht gehegt, aber ich fürchtete wie Sie, ihn auszusprechen, ja nur der inneren Stimme Gehör zu geben. — Jetzt liegt die Sache anders; — ich werde jetzt auf eigene Hand jener Stimme folgen, die mir damals den Verdacht zuflüsterte, — wenn ich einen Anhaltspunkt finde, so werde ich Ihnen Eröffnungen machen und — versprechen Sie mir eins — daß, wenn unser Verdacht dann auf dieselbe Person gefallen wäre, Sie nicht länger schweigen, sondern mir unumwunden mittheilen, was Sie bisher in Ihre Brust verschlossen trugen."

Der alte Förster drückte heftig die Hand des Advokaten, — "ich verspreche Ihnen das und Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft, zeige uns den rechten Weg", befeuerte der ehrliche Greis.

Kopfschüttelnd schied Dr. W. von dem Alten, dieser ging seinen Revierweg, — der Advokat wandte sich zurück nach dem Städtchen, vor demselben lag die sogenannte Bauernkirche, neben dieser wohnte der Pastor L. Er trat hier ein.

Er traf den Pastor zu Hause und legitimirte sich als Anwalt des verurtheilten Försters.

"Die Sache meines Klienten führt mich zu Ihnen", motivirte er dann seinen Besuch, "Sie werden gehört haben, Herr Pastor, daß ein junger Mensch, ein Halbblut, Jakob Stamm, aus dem Dorfe beim rothen Hof, sich kürzlich selber als der eigentliche Mörder angegeben hat. Ich bezwecke lediglich, die Spur dieses Menschen zu verfolgen, weil ich befürchte, daß seine Selbstanklage als die eines Wahnsinnigen an) esagt werden und in nichts zerfallen wird. Seine Spur, soweit es die That selbst betrifft, geht leider nicht weit; deshalb wende ich mich an Sie, um vielleicht hier in anderer Weise einen Anhalt zu finden."

(Fortsetzung folgt.)

Des Steuermanns Rache.

Eine Erzählung aus dem Seeleben von A. v. Erbach.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Er, Willy Burton, hatte aber die gleichen freundschaftlichen Gesinnungen dem andern nicht entgegenbringen können. Im Gegenteil; er empfand diese lebenswürdige Art des Fremden wie einen Schlag ins Gesicht, denn so aufrichtig und natürlich wie Emmy war, konnte sie Evans wohl mitgeteilt haben, daß auch Burton um sie geworben und sie ihn abgewiesen hatte. Unübertwindlich und alles durchdringend, wie seine Liebe zu Emmy, so riesenstark und jeden edlen Trieb in ihm erstickend, wuchs auch der Haß gegen den glücklichen Nebenbuhler in Burtons Brust empor. Diese ungebändigte Naturkraft wollte hervor und alles, was sich ihrem Eigenwillen entgegenstellte, vernichten, zermalmen.

Das waren die Gedanken und Gefühle des ersten Steuermanns, als er an diesem milden Herbstabend an der Achter-Reeling stand und nach dem glücklichen Brautpaar hinübersah, welches still den Sonnenuntergang bewunderte und dem die lauten Freuden der Schiffsgefelligkeit so schal und öde erschienen wie ihm selber.

Ja, der dort verdämmende Tag brachte sie wieder ihrem Ziele näher, erweiterte die Luft, welche zwischen ihm und dem geliebten Mädchen sich aufgetan hatte,

In selbstquälerischer Absicht malte er sich aus, wie es nun sein würde, wenn Emmys liebe Gestalt für immer von Bord verschwunden wäre, wenn sie diesseits oder jenseits des Ozeans als Gattin jenes andern lebte und in ihrem jungen Glücke ihn so gänzlich vergaß, den sie einst "ihren besten Freund" genannt hatte!

Das Herz schnürte sich ihm zusammen vor unendlichem Weh, er hätte weinen mögen wie ein Kind. Und dann, wenn er weiter hineinblickte in ihr stilles Familien- und Herzensleben, wenn er jenen anderen sah, wie er sie mit liebenden Armen umfing, und wie die braunen Rehaugen ihm entgegenstrahlten, dann packte ihn eine wilde Wut. Mit unheimlich funkelnden Augen sog er sich an der verhaßten Gestalt fest, die er hätte packen und umklammern mögen in einer tödlichen Umarmung.

Die Sonne war im Meer versunken. Graue Schleier breiteten über den verdunkelten Fluten sich aus. Nur ein blutig roter Streifen im Westen durchbrach noch das bleifarbene Gewölk, welches sich dort zusammenzog. Dumpf und höhl brausten und brandeten die Wellen. Ein kalter Wind strich über das Schiff hin, welches mit immer gleichmäßiger Schnelligkeit sein Ziel verfolgte.

Immer stiller wurde es an Deck, immer dunkler um den einsamen Mann da oben, der jetzt allein war mit seinem großen Schmerz, allein mit seiner hoffnungslosen Liebe. Ein trampfartiges Erschüttern ging durch die hünenhafte Gestalt, und eine Träne stahl sich langsam über die gebräunten Seemannswangen.

Diese weiche Stimmung hielt aber nicht lange an. Aus dem Musiksalon tönte Klavierspiel herauf. Er wußte, wer der formvollendete Spieler war. Und dann erklang eine Stimme, so süß und schmelzend wie Nachtigallenslag! Sie sang, und er begleitete sie. O, sie packten gut zu einander! (Sein Platz war hier an Deck; da gehörte er hin, ein rauher Seemann, dem keine solche holde Blume erblüht, von dem man nichts weiter verlangt als Pflicht und wieder Pflicht, in strenges Kommando und ab und zu etwas Brutalität.

So verging der Abend und es kam auf schwarzen Schwingen die Nacht. Sturm und Wellen wurden lauter. Die Lichter im Schiffsinnern erloschen. Und da saß er noch immer und starrte hinaus in die See, über deren dunkle Fläche hier und da weiße, gespenstige Gestalten hinhuschten — die Schaumkämme der sich türmenden und überstürzenden Wogen.

Willy Burtons Augen blickten tief hinein in die graue Nebelwand. Das Nachtteleskop in seiner Hand gestattete ihm, jedwede Verdichtung des Nebels um einen schwarzen Kern zuerst zu erkennen und darnach seine Kommandos zu geben.

Aber selbst in diesem Augenblick konnte er die Gedanken an das nicht bannen, was ihn mit tausend Qualen folterte, die Gedanken an seine hoffnungslose Liebe, an seine lebenslängliche Vereinsamung und an das Glück, das jenem andern blühte, dem es mühelos, wie eine reife Frucht, in den Schoß gefallen war. O, jener andere! Und er dagegen! Das war ihre letzte gemeinsame Meeresfahrt vor ihrer Verheiratung. Und dann? — Ja — dann! Es gibt Leiden, welche selbst die Zeit nicht heilt, nicht lindert, ein Leben ohne Licht, ohne Frieden, ein Erdentraum, der mit schrecklichen Geschichten erfüllt ist, eine Marter für Geist und Körper ohne Ende. Und da lag es jetzt vor ihm. Grau in grau wie diese Nebelwand malte sich ihm fortan die Welt. Seine Zeit war um; er mochte abschließen mit dem Leben und seinen Freuden.

Er hätte jetzt schlafen müssen, um zur Mitternachtswache auf und frisch zu sein. Aber ihn duldete es nicht in der dumpfen, engen Kabine. Die eingeschlossene, heiße Luft hätte ihn erstickt. Und was da in seiner Brust wühlte, es konnte nicht zur Ruhe kommen. Er brauchte den Sturm und das Meer und die freie Bewegung hier oben. Er war ein Seemann... und dieses sein natürliches Element. In fieberhafter Aufregung harrete er der Stunde entgegen, wo die bekannten acht Glodenschläge ihn als Kommandierenden auf die Kommandobrücke riefen.

Nun stand er oben, ein schwarzer, unheil drohender Schatten über dem stampfenden und stöhnenden Schiffskoloss, der weite Furchen in die schwarze Wasserfläche riß. —

Und dann glitt es über das Meer daher, grau und düster, wie eine Wolfenwand. Immer näher kam es, immer mehr

breitete es sich aus, und plötzlich waren Schiff und Meer und Himmel vom dichtesten Nebel umhüllt.

Vergebens warteten die Ingenieure an der Maschine auf das Kommando: „Halb Dampf!“ Der Kommandeur da oben empfand es als eine Wohlthat, so weiter zu rasen auf gefährlicher Bahn. Es entsprach das dem Sturm und Drang in seinem Innern. Und ihn traf kein Vorwurf, er blieb damit innerhalb der Grenzen seiner Befugnisse. Wird ein Schiff zur See von einem solchen undurchdringlichen Nebel befallen, so gibt es nur zwei Wege, um demselben ungefährdet zu entkommen. Der eine ist, den Schiffslauf aufs äußerste zu verlangsamen, der andere, denselben zu beschleunigen, um möglichst schnell durch die Nebelregion hindurchzukommen. Dieser ist der kürzere, aber weitaus gefährlichere Weg.

So raste denn das Schiff mit einer Geschwindigkeit von 23 Knoten durch Nacht und Nebel dahin. Schaurig, in langgezogenen Tönen schrillte das Nebelhorn von Zeit zu Zeit auf. Die unten saßen erschrocken in ihren Betten auf, und bleiche Lippen beteten ein Vater unser. Die Gefahr eines Zusammenstoßes lag nahe und erfüllte alle Gemüter mit Angst und Schrecken. Nur die Seeleute und Offiziere, soweit sie nicht im Dienst waren, schliefen den festen Schlaf, den ihr aufreibender Dienst ihnen bringt.

Und wie, wenn er nun ging, jetzt ging, und wenn er sie, die er so über alles liebte, und ihn, den er so tödlich haßte, mit hinabtrieb in sein nasses Grab? Wenn diese letzte, gemeinsame Meeresfahrt sie hinabführte zum Grunde, wenn er mit der im Tode vereint blieb, der er im Leben nicht angehören durfte? Eine grausige Wollust lag in dem Gedanken: Zusammen sterben! Vielleicht, daß er noch einmal zu ihr eilte, die vom Schreck Ueberwältigte, Willenlose in seine Arme riß und mit einem ersten und letzten Kuß mit ihr zusammen hinabfuhr in die Tiefe!

Seine Stirn glühte, fieberhaft pochten seine Schläfen. Wie ein Rausch kam es über ihn. Er wünschte die Gefahr herbei, nicht, um ihr auszuweichen, sondern um sie zu umarmen.

Und da — da dämmerte es schwarz herauf aus der nebelgrauen Ferne, flog es gegen ihn mit der zwingenden Gewalt seines eisernen Willens!

Er sah das fremde Schiff zuerst.

Unwillkürlich, pflichtgemäß gab die Hand den Druck für das Nebelhorn, aber die Steuerung, die er mit einem zweiten Druck dem Schiffe gab, war zu seinem Verderben. Der Dampfer hielt direkt auf den schwarzen Punkt zu. Ein Zusammenstoß war unvermeidlich.

Es mußte ein Segelschiff sein, da von drüben keine Dampfpfeife antwortete.

Das Nebelhorn verstummte. Und in die unheimliche Todesstille hinein drang von irgend woher ein schwacher Kinderkrei und dann die Stimme der Mutter, welche den erschreckten Liebling zur Ruhe sang.

Und sie sang ein Lied, das er selbst aus seiner Jugendzeit her kannte, ein Lied, das seine Mutter ihm oft gesungen, wenn er nicht schlafen konnte.

Da trat sie vor ihn hin, die Gestalt der Mutter, da blickte sie ihn an mit ihren lieben Augensternen, die sich längst zum ewigen Schlummer erschlossen hatten, so traurig und vorwurfsvoll, so bittend und tränenfeucht, als wollte sie ihn fragen: „Was willst du tun?“ Die eigene hat für die fremde Mutter, deren Lied da heraufstonte aus der Tiefe.

Und blitzschnell, wie der Gedanke, der ihm diese Erinnerung zurückrief, zuckte seine Hand nach dem Steuerungsapparat. Ein Druck, und der Dampfer schwenkte nach Steuerbord ab, und wenige Sekunden später rauschte etwas wie ein riesiger Nachtvogel backwärts an ihm vorbei und verschwand im Nebel.

Die Pflicht hatte gesiegt.

Niedergegangen und niedergekämpft war alles, was den Unglücklichen in den letzten Stunden bestürmt und zu dieser Verzweiflung getrieben hatte. Sein Nachedurst war gestillt. Sein Auge wurde hell, seine Hand fest. An der Schwelle des Todes hatte er in das Paradies seiner Kindheit zurückgeschaut. Und auf seinem stolz erhobenen Haupte lag es wie ein segnendes Gändepaar. Er hatte überwunden.



Briefe als Testament.

Eine der wichtigsten Neuerungen des Privatrechts ist das eigenhändige (sogenannte holographische) Testament, zu dessen Gültigkeit eine von dem Erblasser unter Angabe des Ortes und Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung erforderlich ist. Im Juni des Jahres 1901 erhielt ein Herrmann Tsch. von seiner Schwägerin Anna Eppen einen eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen Brief, der „Jastrzebn d. 27. 6. 1901“ datiert und mit „Anna Eppen“ unterzeichnet ist. Es war ein regelrechter Privatbrief mit den gewohnten wichtigen und unwichtigen Tagesplaudereien. Aber zwischen diesem Gerant wertloser Mitteilungen fand sich der erfreuliche Satz: „Eure Kinder sollen an Onkel Max auch ein Andenken erhalten, jedes soll nach meinem Tode 1500 Mk. erhalten, ich schreibe Euch dies, da man nicht weiß, wie schnell man abgerufen werden kann.“ Onkel Max war der im Jahre 1895 verstorbene Ehemann der Briefschreiberin. Wenn man wohl auch noch nichts Bestimmtes in den Händen zu haben vermeinte, so hob sich Familie Tsch. doch den erfreulichen Brief sorgfältig auf, um die Tante an ihr Versprechen bei Gelegenheit erinnern zu können. Da plötzlich starb am 14. Juli 1902 die gute Tante, ohne daß man in ihrem Nachlasse eine Testamentsurkunde mit der Ausführung des brieflich gemachten, leihwilligen Versprechens fand. Herrmann Tsch. überreichte nun dem Amtsgerichte zu L., in dessen Bezirke die Erblasserin ihren letzten Wohnsitz gehabt hat, jenen Brief zur sogenannten Eröffnung gemäß § 2260 des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Der Antrag ist abgelehnt worden, weil der Brief seiner Form nach keine leihwillige Verfügung enthalte. Die dagegen eingelegte Beschwerde ist zurückgewiesen worden, weil die Absicht der Erblasserin, in dem Brief ihren letzten Willen zu erklären, nicht zweifellos feststehe. Dagegen hat Tsch. eine weitere Beschwerde gerichtet, über die nach Mitteilungen aus Seufferts Archiv das Kammergericht folgenden Beschluß gefaßt hat: Das Rechtsmittel erscheint begründet. Nach den §§ 2259 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuchs sind allerdings nur Testamente, also Urkunden, die sich nach Form und Inhalt als leihwillige Verfügungen darstellen, an das Nachlassgericht abzuliefern und von diesem zu eröffnen. Der Brief vom 27. Juni 1901 genügt aber zunächst, wie auch das Landgericht, abweichend vom Amtsgericht, annimmt, in Ansehung der Form der für einseitige Verfügungen von Todeswegen geltenden Vorschriften. Nach § 2231 Nr. 2 des Bürgerlichen Gesetzbuchs kann ein Testament in ordentlicher Form nur eine von dem Erblasser unter Angabe des Ortes und Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung errichtet werden. Diese Erfordernisse erfüllt das fragliche Schriftstück. Weitere Formvorschriften stellt das Gesetz nicht auf. Demgemäß muß es für zulässig erachtet werden, ein Testament in Briefform zu errichten, wie auch in der Literatur, soweit ersichtlich, allgemein angenommen wird. Dagegen ist, wenn ein wirklicher, an seine Adresse abgesandter Brief neben rechtlich gleichgültigen Mitteilungen die Erwähnung von Zuwendungen für den Todesfall enthält, sorgfältig zu prüfen, ob der Schreiber leihwillig verfügen oder nur eine solche Verfügung in Aussicht stellen wollte, da es zweifellos ungewöhnlich ist, in dieser Form den letzten Willen zu erklären. Bloße Zweifel nach jener Richtung ohne sonstige Bedenken, ob eine gemäß § 2259 abgelieferte Urkunde ein gültiges Testament sei, berechtigen jedoch das Nachlassgericht nicht, die Entgegennahme oder Eröffnung abzulehnen. Im vorliegenden Falle nimmt das Beschwerdegericht zutreffend an, daß es zwar zweifelhaft sein könne, ob der Brief vom 27. Juni 1901 ein Testament im Sinne des § 1939 des Bürgerlichen Gesetzbuchs sei, daß aber das Gegenteil keinesfalls gewiß sei. Die Worte „jedes (Kind) soll nach meinem Tode 1500 Mk. erhalten“ schließen, wie der angefochtene Beschluß ausführt, die Absicht der Schreiberin nicht aus, die künftige Anordnung eines Vermögens nisses zunächst nur benachrichtigungsweise mitzuteilen. Die Erblasserin kann aber auch, namentlich im Hinblick auf den folgenden Satz: „ich schreibe Euch dies, da man nicht weiß, wie schnell man abgerufen werden kann“, den Willen gehabt haben, jedem Kinde mit jenen Worten 1500 Mk. zuzuwenden, ohne es als Erben einzusetzen. Die Vorentscheidungen waren daher aufzuheben.



Nr. 1

Donnerstag, den 7. Januar 1904.

19. Jahrgang

Nach den Feiertagen.

Nun sind der Weihnacht Gefänge
Verklungen längst, verhallt, verweht.
Die Gläser- und die Glockenklänge
Vergangen, wie die Zeit vergeht.
Wie warst Du lust- und freudetrunken,
Da Dir des Festes Tag gelacht.
Und nun — vergangen und versunken
Im Zaubertrunk der letzten Nacht. —

Das ist die kurze Lust des Lebens,
Das zögernd naht und schnell verfliehet,
Wenn Du nicht etwa gar vergebens
Sie hoffnungsfroh erwartet hast.
Nun fahet der graue Alltag wieder
Dich mit den harten Händen an
Und wirft Dich hoch und zieht Dich nieder,
Wie er es immer hat gethan.

Das Kind nimmt Mappe, Bücher, Kiste
Und folgt dem ersten Zwang der Pflicht.
Es übt im Wettlauf seine Kräfte,
Wie auch das Herz dagegen spricht.
Des Lebens Schule hat nicht minder
Auch uns viel Lasten auferlegt,
Die mancher — ungern — wie die Kinder —
Der höhern Macht gehorchend trägt.

Ja, mit elegischem Empfinden
Lausch' ich verwehten Klängen nach.
Die goldnen Tage seh' ich schwinden.
Und Nachtgedanken werden wach.

Denn die Erkenntniß stimmt mich trüber,
Dah' gar so flüchtig ist die Zeit
Die Stunde kommt und geht vorüber. —
Vergänglichkeit! — Vergänglichkeit! —

Was aber frommt solch' banges Klagen?
Die Zeit geht hin, die Zeit kommt her.
Wie wollte man das Leid ertragen,
Wenn nicht die Zeit so flüchtig wär?
Hat Dich ein Leid am frühen Morgen
Vielleicht geweckt aus holder Ruh,
Dann deckt die Nacht wohl Deine Sorgen
Mit ihrem milden Schatten zu.

Und wenn der Freude Stunden weichen,
Dann sei getrost und zage nicht.
Es soll kein Tag dem andern gleichen,
Der Nacht entsteigt das Morgenlicht.
Sechs Tage sollst Du schaffend streben
Und einer bringt Dir Ruh' und Raht.
Der Arbeit Segen schmückt das Leben
Und frohes Hoffen trägt die Last.

Drum greifen wir beherzt und kräftig
Zur Arbeit nach der Feste Lust.
So flieh'n die Tage stillgeschäftig
Und vorwärts geh'n wir zielbewußt.
Nicht dem Entschwind'n nachzulaufen
Ward uns der Freude Blumenstrauß,
Nein, der Erinnerung Spenden tragen
Wir hoffend in die Zeit hinaus. —

Magdeb. Generalanz.

Ein schwerer Diebstahl.

Sechs gewichtige Kanonen
Sind in Woolwich jüngst verschwunden
Und bis heute hat von ihnen
Sich nicht eine eingefunden.
Von dem Diebstahl und den Dieben
Hat man keine Spur gesehen,
Und die klügsten Leute können
Kaum die Möglichkeit verstehen!

Eine ganze Schar „Geheimer“
Soll das Räthsel jetzt ergründen,
Ihnen muß es doch gelingen,
Die Kanonen aufzufinden! —
Ja, wenn diese braven Seelen
Bei dem Suchen fleißig träumen,
Glückt's vielleicht auch noch, die ganzen
Arsenale auszuräumen!

Bau- und.

Die Russen und die Japaner.

Beinah hätten sie sich schon gehauen,
Doch bei beiden fehlt das Selbstvertrauen,
Und einer ist noch vor dem andern bange,
Die heisse Frage ist nur: auf wie lange?

Heitere Ausichten.

Die allgemeine Wehrpflicht
Will man in England seht;
Als Dienstzeit sind für jeden
Zwei Monat festgesetzt.

Lawntennispiel vier Wochen,
Und Fußball-Limellei
Kommt dran im zweiten Monat
Mit etwas Vorerrei.

Das Bausen heißt es lernen,
Denn darauf kommt es an,
Im Burenkriege konnten
Es freilich alle Mann.

Die allgemeine Wehrpflicht
Kriegt England; nun wirb's sein!
Sie schaffen sich ein Volksheer:
Es ist ein Volk zum Schrei'n!

Wau-wau.

Weihnachtsmisère en famille.

Ein mit drei Töchtern gesegneter Vater klagte am ersten Weihnachtsmorgen:

„Die Mutter sticte
Und Elli sticte
Undilli sticte
Und Olli sticte,
Doch keine stricte
Und keine sticte.
Nun hab ich vier Paar gesticte Schuh
Und keinen ganzen Strumpf dazu.“

Der vierbeinige Ehefister.

Humoreske von Leo Thorken.

(Nachdruck verboten.)

Nach wochenlangem trübem Wetter endlich wieder ein strahlend heiterer Tag. Jubelnd erklangen die Stimmen der gesiederten Säger in Wald und Feld, die Blumen erschlossen unter dem warmen Kuß der Maironne ihre duftigen Kelche, an denen noch einzelne Regentropfen hingen und die nun in den Sonnenstrahlen wie Diamanten aufblitzten.

„O Welt, wie bist du doch so schön,“ sang tief im Walde, der bis dicht an die Tore der Residenz heranreichte, eine wohlklingende Männerstimme und ein heller Jauchzer oder ein fröhlicher Kinderschrei, der hin und wieder ertönte, bewiesen, daß es den Säger nicht allein aus der Straßen düsteren Enge in Gottes freier Natur getrieben hatte.

Dicht am Waldestrand entlang wandelte ein junges Paar, das offenbar zu der etwas weiter vorausmarschierenden größeren Gesellschaft gehörte. „Er“ hoch und schlank gewachsen, „sie“, ein zierliches Persönchen, das in sprudelndem Uebermut umhersprang und durch allerhand Redereien ihren ersten Begleiter aus seinen gelehrten Auseinandersetzungen herauszureißen suchte.

Das war aber vergebliches Mühen. Wenn Hornstorf, seines Zeichens Oberlehrer am Gymnasium der Residenzstadt, in Damengesellschaft sich bewegte, da war er stets von einer geradezu ungenießbaren Gelehrsamkeit. Und zwar nicht etwa aus Brablsucht, nein, ganz einfach aus lauter Verlegenheit. Wollte er nicht wie ein stummes Waisenkind dastehen, so mußte er eben seine Gelehrsamkeit zu Hilfe nehmen. In Fräulein Räthes Gesellschaft aber triefte er förmlich vor Gelehrtheit. Hornstorf hatte schon lange an die schöne Räthe, das Kind seines Direktors, sein Herz verloren, und dieses Gefühl raubte ihm auch den letzten spärlichen Rest von Sicherheit ihr gegenüber. Er wagte es gar nicht mehr, sie ordentlich anzusehen. Nur verstohlen betrachtete er sie, dann aber strahlte sein Auge ein ganzes Meer von Liebe über sie aus. Wie oft schon hatte er sich fest vorgenommen, ihr seine Liebe zu gestehen, aber sie brachte ihn nur mit ihren großen

dunklen Augen anzusehen, und alle seine guten Vorsätze waren verweht. Daran änderte auch seine nachträgliche Mut über sich selbst nichts. Er belegte sich dann laut und leise mit allen erdenklichen Rosenamen, die er der Zoologie entlieh, ja selbst an den Wänden seines stillen Kammerleins hatte er schon emporzukrabbeln versucht, so daß seine brave Wirtin, die bei diesem Versuche gerade dazukam, noch wochenlang in scheuem Vogen um Hornstorf herumging. Sie hielt ihn von dem Tage an für etwas überstudiert.

Die Sicherheit Hornstorfs war eigentlich sehr merkwürdig; denn seine äußere Erscheinung war eine ungemein ansprechende. Auf einer großen, schlanken Gestalt saß ein Kopf, der mit dem wohlgepflegten langen braunen Vollbart, dem feingeknickten Mund, den überaus gutmütig dreinschauenden blauen Augen und der von dem leicht gewellten Haar bald bedeckten Stirn zum mindesten sehr anziehend genannt werden durfte. Dem Antlitze fehlte allerdings jede energische Linie, und Energie war es ja auch, die Hornstorf noch nie zu zeigen vermocht hatte. Er war ein Kind geblieben, trotz seiner dreißig Jahre.

Und Räthe, des Professors liebreizendes Töchterlein? Das lustige kleine Räthchen liebte Hornstorf gleichfalls. Darüber konnte eben nur ein Hornstorf im Zweifel bleiben. Mit welcher Freude kam sie ihm stets entgegen, mit welcher leuchtenden Blicken betrachtete sie ihn, wenn er so schüchtern vor ihr stand. Ja, die schöne Räthe, so hieß nämlich Fräulein Räthe allgemein, und tatsächlich war sie auch eins der hübschesten Mädchen, war ernstlich verliebt in ihren Anbeter. Aber was nützte ihr das alles, wenn Hornstorf nicht sprechen konnte. Sie hätte wirklich schwermütig werden können, wenn sie nicht gar so ein lustiges Ding gewesen wäre.

Eben hatte sie ihn wieder durch einen festen Wurf mit einigen gelben Maiblumen aus seinem Vortrag herausgerissen und war dann lachend außer Hörweite geflüchtet, mitten hinein in die sich hier am Waldeesäume hinziehende Wiese. Järrlich umfakte sein Blick das gleich einem Schmetterling von Blume zu Blume eilende Mädchen. Wie reizend es aussah, wenn es sich zu einer Blume herabbeugte. Jede Bewegung so anmutig weich, das Antlitze mit dem vollen Kirschmündchen strahlend vor heiterer Jugendlust.

Die Bekannten und Verwandten waren gerade nach dem Walde zu eingebogen; er war also ganz allein mit dem schönen Mädchen.

„Ach, Räthchen!“

Es sollte eigentlich nur ein Seufzer in Gedanken sein, aber, ihm selbst unbewußt, war er laut über seine Lippen gekommen, und Räthe, die etwas mehr herangekommen war, hatte ihn vernommen.

Burpurrote überzog ihr Gesicht, und ihre Augen richteten sich fragend auf Hornstorf. In seiner Stimme hatte etwas gelegen, das sie mit Entzücken erfüllte. Sollte er endlich den Mut zu einer Aussprache gefunden haben?

Eiligt kam sie näher. Ihre Frage aber brachte Hornstorf erst zum Bewußtsein seiner Lat. Hatte er wirklich die Kühnheit gehabt, seine Begleiterin mit dem Vornamen anzureden? Tödllich verlegen starrte er auf seine Fußspitzen hinab, während er etwas von Täuschung, Nichtrufen u. s. w. stammelte.

Räthes noch soeben hellleuchtende Augen blickten plötzlich trübe. Es schien fast, als sollte sie weinen. Aber nur einen Augenblick schien es so, dann war sie wieder die alte, lustige Räthe.

„Ich habe aber ganz deutlich meinen Namen gehört,“ warf sie lachend ein. „Es klang so kläglich, als hätte der Hunger furchtbaren Hunger.“

Hornstorfs Gesicht war jetzt wie in Blut getaucht.

„Gnädiges Fräulein, ich fürchte, Sie verspotten mich,“ stammelte er.

„Aber wieso denn, Herr Hornstorf? Da Sie mich nicht gerufen haben, so gilt mein Spott doch nur einem anderen.“

„Gnädiges Fräulein —“ Hornstorf gab sich ordentlich einen Ruck — „ich — muß Ihnen gestehen, daß, daß —“ Er wollte seine Liebe gestehen, aber leider blickte er in diesem Augenblick zu ihr hin, und da traf ihn ein Blick ihrer Augen, der ihm den Rest seiner Fassung raubte. Aus dem mutigen Hornstorf wurde wieder der alte, scheue, zurückhaltende.

Er machte eine lange — lange Pause. Am liebsten hätte er sich seitwärts in die Büsche geschlagen, aber das ging nicht; denn dicht an seiner Seite versperrte ihm ein breiter, tiefer Graben den Weg zur Flucht.

Er mußte also bleiben und weiter den forschenden Blicken Räthes standhalten.

„Was wollen Sie mir gestehen?“
 Reize klingt die Frage an sein Ohr.
 Er überhörte dieselbe geflüstert. Sich bückend, pflückt er mit einem Eifer von den massenhaft blühenden Maiblumen, als wollte er schon in den nächsten fünf Minuten einen Niesenstrauß zusammen haben.

Räthe fragt auch nicht weiter. Enttäuscht hat sie sich abgewendet und ist wieder in die Wiese hineingeschritten. Diesmal ist ihr das Weinen tatsächlich näher als das Lachen.

Plötzlich hört sie einen erschrockenen Aufschrei Hornstorf's.
 „Fräulein Räthe! Fräulein Räthe!“

Schnell wendet sie sich herum.
 Dort steht der sonst so ruhige Hornstorf und gestikuliert wie ein Wahnsinniger. Und immerfort dieses entsetzte: „Fräulein Räthe!“ Sie blickt um sich, um die Ursache seines Schreckens zu entdecken. Im nächsten Augenblick ist auch sie ganz blaß geworden. Dort, keine 200 Schritte mehr von ihr entfernt, rast ein wildgewordener Ochse direkt auf sie los. Ganz hinten sieht sie auch den entsetzten Girten heraufkommen.

Räthe zittert an allen Gliedern. Ihre feuerrote Bluse ist wohl schuld an diesem Ueberfall. Es ist ihr unmöglich, auch nur einen Schritt zu tun. Der Schreck hat sie gebannt. Im nächsten Augenblick ist aber Hornstorf an ihrer Seite. Die Angst um seine Geliebte hat aus ihm einen ganz anderen Menschen gemacht. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, hat er die ganz Willenlose mit starkem Arm umfaßt, und dann stürmt er mit seiner süßen Last dahin, dem breiten Wassergraben entgegen. Er hört schon dicht hinter sich das wütende Schnauben des Stieres. Doch schon steht er am Rand, und ein Satz, und hoch auf spritzen die Wasservogel. Hornstorf steht bis an die Hüften im Wasser. Eiligst watet er weiter, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Das gelingt ihm auch, aber hinaufzuklimmen ist unmöglich, dazu ist das Ufer zu steil.

Räthchen ist noch immer nicht zu sich gekommen. Krampfhast haben ihre Arme seinen Hals umschlungen.

Der Stier war zum Glück vor dem heranspritzenden Wasser zurückgeschreckt. Noch stand er aber dicht am Ufer und schielte tüdich nach den beiden Menschen hinüber. Hornstorf überkam plötzlich ein toller Uebermut. Lachend faßte er mit der freien Hand ins Wasser und warf einen Strahl nach dem Feinde hinüber, der in ein wütendes Gebrüll ausbrach, dann aber doch etwas zurückwich.

Nun erwachte Räthe aus ihrer Betäubung. Der Schreck war ein zu gewaltiger gewesen; er löste sich daher in einen reichlichen Tränenstrom auf. Merkwürdigerweise aber ließ sie Hornstorf's Hals nicht los. Ihre Arme umschlossen ihn nur noch fester, und ihr Kopf sank bis dicht auf sein Gesicht herab.

Hornstorf sah das liebe Gesichtchen kaum einige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt. Und war es nun das Bemühen, sie zu trösten, oder war sein feuchter Standpunkt oder der schnaubende nahe Stier daran schuld: Hornstorf vergaß all seine Schüchternheit. Ohne ein Wort zu verlieren, küßte er den nahen Mund. Und Räthe! Ja, die war viel zu sehr erschrocken, als daß sie hätte Widerstand leisten können. Da sie andererseits aber auch von Hornstorf den Kuß nicht so ohne weiteres behalten wollte, so gab sie ihn einfach wieder zurück.

Im nächsten Augenblick kam auch der Girt her, der den Stier mit einigen wohlgezielten Weitschenhieben wieder völlig zur Vernunft brachte. Langsam tröteten die beiden wieder ab.

Hornstorf watete nach dem anderen Ufer zurück, und hier angekommen, war er schon so mutig geworden, daß er nicht mehr „gnädiges Fräulein“ sagte, sondern Räthchen, und daß er nicht mehr von Astronomie, Nationalökonomie oder sonst ähnlichem schwatzte, sondern ganz vernünftig von einer Belohnung für sein Bad.

Und als er diese sofort ausbezahlt erhalten hatte, da war der würdige Herr Oberlehrer übermüthiger geworden, als der lustigste Quartaner. Er wollte sogar hinter dem Stier herlaufen, um diesen für seine tüchtige Attacke an seine Brust zu drücken.

Und dann legte er ein feierliches Versprechen ab, von nun an kein Rindfleisch mehr zu essen, damit ihm nicht etwa einmal ein Stück seines Heiratsvermittlers auf den Teller käme.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der neue Hut.

Wat? Det soll öffentlicht Verjurnuß jeweßen sind, wenn id mir erloode, mal Dresche auszutheilen? Wat?

Richter: Angeklagter, sehen Sie sich, und schweigen Sie, bis Sie gefragt werden. Sie sind der Cigarrenarbeiter Schwabe?

Angekl.: Jawohl, Herr Gerichtshof. Mein Name is Gujo, Egon, August, Schwabe, jeborn in de Mulack am achten Julijus in't Jahr 66 wo't jejen Oesterreich lössing.

Richter: Sie sind angeklagt, im Hofe eines fremden Hauses groben Unfug getrieben und dadurch Anlaß zu öffentlichem Vergerniß gegeben zu haben.

Angekl.: Det ha't in de Klage gelesen, uniu muß id ganz offen jestehn, det id nich bejreise, det se mir hierher schleifen, denn wat id jedhan, da hat keen andrer sich nich rin zu mischen, un wat mein Eigendhum is, damit kann id machen, wat iid will un meine Frau is mein Eigendhum vor Jott un de Welt. Un wat id mit die mache, det is meine Sache, det jeh't keen Dritten wat an.

Richter: Was geschah denn am Tage Ihres letzten Geburtstages?

Angekl.: Ja, det war der jrähliche Dach, an den id denken werde, so lange id lebe. Wie id an mein Geburtsdach frieh um Uhre sechs aus't Bette stieße, is meine Frau schon wech. Se jeh't nämlich waschen. Ganz wie an andern jehweh'niglichen Dach stand der Kaffee in de Möhre, det er heeß bleibt, ganz wie jeden andern jehweh'niglichen Dach laach de Schrippe un det Brot uf'n Tisch. Davon, det id jeboren war, ville mehr, det id Geburtsdach hatte, davon spürte keen Mensch wat. Id, als Hauptbejheiligter nu erscht jar nisch, un det kränkte mir. Nisch mal 'ne Frat'lajohnskarte laach da, keen Stide Kuchen, nisch jar nisch for mir. Jut, denke id, wenn du mir schneidst, dann mach id det Rämliche. Id zog also gleich los un machte blau; — id jing nich in de Fabrike, sondern in de Destille. Dort treffe id mit'n juten Freind un mußte noch, weil id Geburtsdach hatte, 'ne jange Menge zum Vesten je'm. Da zeicht uns der Budiefer fein' neu'n Strohhut. Jott, sah det Dings aus! Lauter Beulen vorn un hinten, an de Seiten un unten un oben, nisch wie Beulen un Ruten. „Mensch“ sage id, „mit det Dings willst du dir unter de Menschen traum?“ „Nanu,“ meente der Budiefer „det is det Allerneiste, wat man hat, jerade wat Scheenet.“ Un id jehe mir den Bibi uf mein Deeh, un wat soll id sagen, Herr Gerichtshof? Id jefalle mir jlängernd. Id sah so ganz andersch aus, forsch un schneidig. Also id nahm mir kaum Zeit, meine Weiße mit de Strippe zu vatillen und haste nich jesehen raus zum Koppschuster. Un for drei Mark un funzig Penije leistete id mir zu mein Geburtsdach so'n Hut mit Beulen un Ruten. Wie id den nu uf'n Kopp balanterte, da kam id mir so scheene vor, det id mir ooch in mein Hanz meine Frau zeigen wollte. Id laufe also dahin, wo se de Wäsche wusch un sah ihr in Hof an de Pumpe, wie se de Wäsche spült. Ihr erschtes Wort, wie se mir jesehn, det war: „Herrjott, Gujo, biste varriakt oder biste besoffen?“ „Ne“, meente id, „aber du scheinst nich ganz klar zu sind, sonst hätteste mir doch jralliert.“ „Ach wat!“ sagte sie, un mit een Rud reißt se mir den neu'n schön' Strohhut von Kopp, det id jleich denke, se reißt mir den Deeh mit runter und ihn, nich den Kopp, id meene den Hut, den Hut schmeißt se mitten in Hof rin. Die Letzte uf'n Hof fingen nu an zu lachen un zu jolen un uzten wat se uzten konnten. Der Bibi hätte de Beulenpest, meenten se. „Ganz recht, Frau Schwaben“ laachte der Portjöh von't Haus, „det se so'n Monsttrum von Hut nich vadragen könn!“ „Wat“ schrie id „Monsttrum? Sie sind een Monsttrum vastejn Se?“ Undabei lösche id meine Frau eene, un wie se mir nu vor alle Leute eene wiederlösch, da ha't ihr denn in den Hof so mächtig verbrotschen, det se'n Schatzmann jeholt ham, der mir uf de Wache jebracht hat.

In Unbetracht dessen, daß der Angeklagte, der mit seiner Frau vollständig ausgehöht ist, noch unbescholten ist kommt er mit einer Geldstrafe von 20 M. davon.

Angekl.: Jekt könnte mir ener so'n Bibi schenken, id nehme nich, id hab' n' Haar drin jehunden. Aber det weech id, an mein nächsten Geburtsdach jeh't meine Frau nich waschen.



Der Gebirgsfex.

„Wenn ich alle meine Abstürze zusammenrechne, so kann ich sagen, daß ich so successive den ganzen Montblanc muntergebirgelt bin!“

Schadenfreude.

Bauer (zum Bader, der ihm bei einer Rauferei zwei Bähne eingeschlagen): „Schau, das hast jetzt davon, daß Du mir zwei Bähne eingeschlagen hast, die zwei hatt' ich mir morgen bei Dir reißen lassen.“

Ein lebenswürdiger Schwiegersohn.

Schwiegermutter: Im nächsten Jahre will ich mir auch Telephon anlegen lassen.

Schwiegersohn: Ach, wie hübsch, da brauchen Sie ja gar nicht so oft zu uns zu kommen!

Vorfrage.

Gnädige (zum Zimmermädchen): „Schnell zum Doktor, Marie, mein Mann hat die Sprache verloren!“

Zimmermädchen: „Welche denn? Er spricht ja fünf!“

Begründet.

Schwiegervater: „Warum wollen Sie denn die Mitgift durchaus vor der Trauung; das hat doch Zeit bis nachher!“

Schwiegersohn: „Aber, lieber Papa, man kann doch vor das Standesamt nicht ohne die nötigen Papiere treten!“

Hoffnungslos.

Mann: „Nun, was sagt die Ärztin zu Deinem Zustand?“

Frau (resigniert): „Hoffnungslos!“

Mann: „Wieso, hoffnungslos?“

Frau: „Nun, ich soll ins Seebad; aber dazu müßte ich mindestens sechs neue Kostüme haben!“

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: „Können Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung angeben?“

Angeklagter Zechpreller: „Natürlich, ich war garnicht in das betreffende Lokal gegangen, wenn ich gewußt hätte, daß draußen angeschlagen steht: „Neuerst aufmerksame Bedienung.“

Vom Stammtisch.

„Was sagst e bloß, dem biden Otto is seine Olle jestern durchgejungen!“

„Ach nee?“ Mit wem denn?“

„Mit 'n Kuscher!“

„Ja, ja! Die hatte immer so wat Aristokratisches an sich!“

Beim Rekruten-Unterricht.

fragt der Hauptmann einige Tage vor der Vereidigung:

„Was ist ein Gelübde?“

— Tiefe Stille. —

Endlich meldet sich Rekrut Romeisl: „A Gelübde, Herr Hauptmann, a Gelübde is — a Maß!“

Beim Krämer.

Friße: „Nichts hier bei Ihnen verleiht Ziehjarr'n?“

Nee, id verlooße bloß — Nähjarr!“

Feudale Korrektur.

Dame: „Gestern Abend soll in einem feinen Restaurant ein Paletotmarber erwischt worden sein, der Mensch war noch dazu adlig.“

von Müller: „Also 'n Paletotedelmarber!“

Zweifelloß richtig.

Student Bummel (schwer betrunken von einem Stuhl fallend und mit dem Schädel hart auf die Diele schlagend): „Du, Du, Bummel, sieh mal nach, es hat jemand geklopft.“

Unbegreiflich.

Gatte (zur jungen Frau): „Das Gulasch, das Du zubereitet hast, ist nicht zu genießen!“

Junge Frau: „Und im Kochbuch steht doch, daß es so vorzüglich schmeckt!“

Aus dem Simplicissimus.

Herr Erkner hatte den Krieg gegen Frankreich mitgemacht und war glücklich mit dem Eisernen Kreuze zurückgekehrt. Menschen durfte er nun nicht mehr todtchießen, folglich pachtete er sich eine Jagd bei Cronberg. Der Kampf mit Hasen war indessen gefährlicher — auf einer Treibjagd bei Cronberg wurde ihm das rechte Auge ausgeschossen. Neulich ließ sich Serenissimus seine Helben von 70 vorstellen. Auf Erkner zutretend, fragte er da, indem er auf das rechte Auge deutete:

„Wo habt Ihr das gelassen?“

„Bei Cronberg, Durchlaucht“, erfolgte die Antwort.

„Ja, das war ein heißer Tag, hat uns damals viel Blut gekostet“, klagte Serenissimus.

Vertröstung.

A. „Sie haben jetzt einen langjährigen Stammgast verloren — der Sekretär Windig ist zum Staatschuldenentilgungsamt überberufen worden. Hat er denn seine Schuld bei Ihnen bezahlt?“

Wirth: „Nein; aber er hat mir ganz bestimmt versprochen, sobald I' dorten fertig sind, komm' ich dran!“

Der Wasserleib.

A.: „Sie essen Fische nicht, Herr Doktor?“

Studiosus: „Nein! Thiere, die im Wasser leben, esse ich grundsätzlich nicht!“

Auf dem Sekundärbahnhof.

„Erlauben Sie, Herr Stationschef, wann kommt der nächste Zug?“

„Wann er kommt? — Ja, wissen denn Sie, ob er kommt?“

Beim Arzt genervten.

„Sie annoncieren, daß Sie tausend Mark zahlen, wenn Ihr Bartwuchsmittel nicht hilft?“

„Wünschen Sie eine Flasche?“

„Allerdings! Aber ich kann Ihnen gleich sagen, daß bei mir alles vergeblich ist! — Können Sie mir nicht einen Vorstoß auf die tausend Mark geben?“

Unverständene Teilnahme.

„Wie ich hörte, ist Deine Tante gestorben! Ich spreche Dir meine aufrichtige Theilnahme aus!“ —

„Danke. — Ich hätte auch nicht so wenig erwartet!“

Ein gutes Herz.

„Hast Du schon die Zigarren geraucht, die Dir Deine Frau zum Geburtstag geschenkt hat?“

„Nein, ich konnte es nicht übers Herz bringen, etwas zu verbrennen, was sie mir gab!“

Darir' ist.



Wo ist der Burgwart?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.

Wer Sprachen kennt, ist reich zu nennen.

Das Meisterschafts - System

zur
praktischen und naturgemässen Erlernung
der

französischen, englischen, italienischen, spanischen,
portugiesischen, holländischen, dänischen,
schwedischen, polnischen, russischen, böhmischen,
ungarischen, sowie auch deutschen
Geschäfts- und Umgangssprache.

Eine neue Methode, in 3 Monaten eine Sprache
sprechen, schreiben und lesen zu lernen.

Zum Selbstunterricht

von

Dr. Richard S. Rosenthal,

Französisch — Englisch — Spanisch — Polnisch,
complet in je 15 Lectionen à 1 Mk.

Italienisch — Russisch, complet in je 20 Lectionen à 1 Mk.
Schlüssel hierzu à 1 Mk. 50 Pf.

Deutsch — Holländisch — Dänisch — Schwedisch —
Portugiesisch — Böhmisch, complet in je 10 Lectionen
à 1 Mk. 4061

Probefriefe aller 12 Sprachen à 50 Pf.
Leipzig, Rosenthal'sche Verlagshandlung.